Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 17 (1941)

Heft: 8

Artikel: Vom der wirtschaftlichen Landesverteilung : Streifzug im Appenzellerland

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751535

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von der wirtschaftlichen Landesverteidigung

Streifzug im Appenzellerland

Die Appenzeller sind wohl selber schuld, wenn von ihnen die Meinung aufgekommen ist, es sei ihre Hauptbeschäftigung, zu jodeln, Witze zu machen und schöne Trachten zu tragen. Denn wenn sie außerhalb ihres Landes — sagen Sie nicht «Ländchen»; wenn man alle Halden flachlegen würde, so wäre das Gebiet doppelt so groß! — auftreten, wie z. B. an der Landesausstellung, dann machen sie sich vornehmlich durch diese Betätigungen bemerkbar. Aber wenn sie auch lieber fröhlich als traurig sind, so ist es ihnen doch nicht immer ums Lachen und Witzemachen. Man kann sogar einen Appenzeller beleidigen, wenn man von ihm sozusagen als geistige Höchstleistung einen Witz verlangt. In einer vornehmen Zürcher Gesellschaft bat ein gepflegtes Fräulein einen Appenzeller: machen Sie uns doch einen Witz! Er lehnte unwillig ab, konnte aber das Drängen nicht abwehren. Schließlich fragte er: Kennen Sie den Unterschied zwischen Heu und Stroh? Nein, sagte das zarte Fräulein voller Erwartung, welcher Witz dieser bekannten Einleitung folgen werde. Bei uns, knurrte der Appenzeller, kennt ihn jede Kuh. Das war grob; aber der Appenzeller wurde nicht weiter bestürmt, Witze zu machen.

Vielleicht war er übler Laune; vielleicht ärgerte ihn das falsche Bild über Land und Volk. Allerdings scheint es zu stimmen, wenn man auf den schönen Straßen durchs Land fährt, über hohe, stolze Brücken, durch freundliche, saubere Dörfer. Vor nicht gar zu langer Zeit wollten ein paar fremde Gäste die vielgerühmte appenzellische Sauberkeit auf die Probe stellen. Sie warfen, scheinbar achtlos, einige Zündhölzchen auf einen Hausplatz. Als sie nach einer Stunde wieder kamen, waren die Zündhölzchen weg. Und wenn Sie so gemütlich durchs Land fahren, vielleicht an einem schönen Sommermorgen, dann glitzern die Scheiben, dann leuchten die Blumen vor den Fenstern, dann scheint alles erfüllt von Wohlstand, Sauberkeit und heiterer Lebensfreude. Und überall werden Sie begrüßt, wenn Sie zu Fuß gehen und nicht nur mit der Erde, sondern auch mit den Menschen in Berührung kommen. Die Kinder grüßen Sie, die Alten grüßen Sie mit einer selbstverständlichen Herzlichkeit. Wie betrübt war jener Appenzeller Bub, der zum erstenmal in die Stadt kam und allen Leuten den Gruß bot. Die einen schauten ihn überrascht an, die anderen schüttelten den Kopf, die meisten achteten des Grußes gar nicht. Damit war das Urteil über die Stadt gesprochen; mit Leuten, die einem nicht einmal den Gruß abnehmen, gibt sich ein Appenzeller Bub nicht weiter ab.

Aber wenn Sie nicht bloß zum Vergnügen durchs Land fahren, wenn Sie sich Zeit nehmen, hinter die glitzernden Scheiben und die leuchtenden Blumen zu schauen, dann sehen Sie, daß nicht alles eitel Wohlstand und Lebensfreude ist. Man braucht es anderen Leuten nicht zu zeigen, daß man seine Sorgen hat und eine schwere Bürde durchs Leben trägt. Man hat seinen Stolz auch in der Armut. Es haben's nicht alle so schön wie die Leute von Gais, hinter denen mehr Geist, aber auch mehr Geld steckt, als nach außen sichtbar wird. Vor einigen Jahren ist in Gais eine Geschichte passiert, die man in allen Schweizer Zeitungen jeden Monat einmal in fetten Buchstaben veröffentlichen sollte. In der Kirche steht der Gemeindehauptmann am Taufstein und spricht zur Gemeinde. Es geht um den Umbau des Krankenhauses, eine teure Geschichte bei den heutigen Zeiten. Aber der Umbau ist notwendig, alle Handwerker sind froh über die Arbeit, und zudem bezahlen Bund und Kanton eine kräftige Subvention. Bei der Abstimmung wird der Antrag des Gemeinderates einhellig angenommen. Nur ein einziger, sonst als fortschrittlich bekannter Bürger stimmt dagegen, und das erregt allgemeines Erstaunen. Nach der Versammlung stellt der Hauptmann den Gegner: Ich begreife nicht, daß gerade Ihr gegen das schöne Projekt gestimmt habt. Er antwortet: Ich bin nicht gegen das Projekt, im Gegenteil; aber wir brauchen keine Subventionen dazu, wir vermögen das selber; wenn wir nicht mehr ohne fremde Hilfe bauen können, so lassen wir es besser bleiben. Darum habe ich dagegen gestimmt. Wie würde der Staatshaushalt aussehen, wenn jeder Bürger so denken würde?

Der freundliche Anblick kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Appenzellerland arm geworden ist. Man könnte das wissenschaftlich mit vielen Zahlen belegen. Es ist aber unterhaltsamer, sich davon handgreiflich zu überzeugen. Wir stehen beim Stall und plaudern mit dem Bauern. Sein Haus steht, wie alle, blitzblank in der Sonne. Aber wie wir den Schindelschirm berühren, bleiben uns faule Schindeln in der Hand. Wenn es regnet, dringt das Wasser stellenweise auf die Balken. Der Bauer versteht unsere stumme Frage. Ich weiß schon, sagt er, man hätte den Schirm schon längst erneuern sollen. Die Stallbrücke ist auch faul. Aber man vermag es halt nicht. So geht es weiter, fast von Haus zu Haus. Ueberall treffen wir die verdeckte, verschämte Armut. Die Frau flickt das Kleidchen noch einmal, obwohl sie es schon dreimal geflickt hat. Sie bügelt ihren Rock wieder auf und sagt dem Manne nicht, wie bedenklich er aussieht. Mit neuen Schuhen für den Bub kann man noch zuwarten; der Frühling kommt bald und dann kann er wieder barfuß gehen. Man nimmt unsere Neugierde nicht übel. Was gilt eure Liegenschaft, so ungefähr? fragen wir. Etwa 23 000 Franken. Und wieviele Zedel habt Ihr drauf? Zedel: das ist der landläufige Ausdruck für Hypotheken. Es mögen gut 18 000 sein, aber die Bank hat auch noch etwas drauf. Also 20 000 Franken fremdes Geld. Wir machen eine kleine Rechnung: 800—900 Fr. Zins jedes Jahr, dazu die Abzahlungen, dazu der Unterhalt der Familie: begreiflich, daß man auch die notwendigsten Reparaturen nicht vornehmen kann. Man vermag es nicht.

Ueber dem schönen Land, den sauberen Häusern, den dunkelgrünen Matten liegt unsichtbar, aber nicht weniger wirklich die Welt der Hypotheken und Schulden, die Welt des ewigen Zinses. Wollen Sie ein paar Zahlen? 310 Bauern der Gemeinde Urnäsch tragen eine Grundpfandschuld von 6,3 Millionen Franken, zahlen also jährlich 250 000 Fr. Zins; andere sog. «offene» Schulden sind dabei nicht eingerechnet. Die kleine Gemeinde Reute hat 85 Bauern mit 1,5 Millionen Hypothekarschulden, der schöne Kurort Heiden 179 Bauern mit 3,3 Millionen. Aber wohlverstanden: das sind nur die Bauern. Die Handwerker, die Geschäftsleute, die Gasthofbesitzer, welche mit ihrem Gewerb in zwei Kriege und zwei Krisen gerieten, die Seidenweber, die Heimarbeiterinnen: sie alle haben Schulden in ähnlicher Höhe, auf ihren notdürftig geflickten Dächern liegen dieselben Zedel, dieselben Zinslasten. Begreifen Sie, warum die Bäuerin das Röcklein dreimal flickt und es beim vierten Schranz doch nicht wegwirft? Sie vermögen es nicht, der Zins frißt alles weg. Das freie Volk der Appenzeller ist ein Volk der Schuldner geworden, das schöne Land ein einziges Unterpfand für Hypotheken. Noch immer tragen die Appenzeller selbstbewußt den Degen zur Landsgemeinde; die alten Rechte und Freiheiten haben sie durch alle Stürme gerettet. Aber sie sind nicht mehr so stolz wie früher; sie wissen, daß sie zu unfreien Zinsknechten geworden sind.

Muß man wirklich «Arbeit beschaffen»? Muß man den entlassenen Soldaten für «Arbeit» sorgen? Nachdenklich schauen wir auf die morschen Schindeln in unserer Hand: das wäre Arbeit. Wir betrachten die sorgende Mutter, wie sie spart und schafft; wenn sie nur das Notwendigste kaufen könnte: das wäre Arbeit. Denn Kaufen schafft Arbeit, Dächerflicken schafft Arbeit. Ein verwegener Gedanke überfällt uns. Was würde geschehen, wenn der Bauer seine 900 Fr. Zins oder auch nur die Hälfte für den Zimmermann behalten könnte, wenn die Mutter mit dem halben Zins Kleidchen für die Kinder und ein Stück Fleisch für den Sonntagstisch kaufen könnte? Dann könnten wir die ganze eidgenössische «Arbeitsbeschaffung» mit ihren Bauten und ihren neuen Millionenschulden bleiben lassen. Dann hätten wir statt einer zentralisierten, bureaukratischen, staatlichen «Arbeitsbeschaffung» die dezentralisierte und natürlichste Arbeitsbeschaffung der Welt: daß ein jeder diejenigen Arbeitsdienste oder Waren kauft, die er braucht. Zinssenkung, ja sogar Zinserlaß als wirksamste Landesverteidigung: was meinen Sie dazu? Sch.

Blick ins Appenzellerland. — *Paysage d'Appenzell.*

Photo Schildknecht Behördlich bewilligt am 10. 2. 1941 gemäß BRB vom 3. 10. 1939